

Ein klasse Klassiker-Happening

Verdichtet und werktreu bis zur ewigen Jugend: Philipp Hochmair mit seiner suggestiven One-Man-Show „Werther!“ im Prinzregententheater

Nach nur gut einer intensiven Stunde fällt – nein, er fällt nicht, der Schuss! Viele Sekunden hatte man erstarrt auf ihn gestarrt: Werther, nervös sein Leben zu Ende zappelnd und referierend mit dem Revolver an der Schläfe. Auch im Original wird man nicht Zeuge dieses letzten Aktes des Lebensüberdrusses. Aber wie in einem Splatterfilm wird von Beobachtern das ausgetretene Hirn beschrieben und die Lächerlichkeit des herbeigerufenen Arztes.

Goethe war 25 Jahre und unzufriedener Rechtsreferendar, als ihn seine „Leiden des jungen Werther“ 1774 über Nacht zum Star machten. Hochmair ist 24, als er zum ersten Mal seinen „Werther!“ in einem Stadtteiltheater und Klassenzimmer in Nürnberg Gostenhof spielt – so, wie er sich 1997 Theater vorgestellt hat, damit es einem jungen Menschen wie ihm selbst gefällt: radikal, verdichtet, mit Witz und Kamera, Projektionen und lässiger Musik. So hat er es der Abendzeitung erzählt.

Wer fühlt und lebt, den kümmert kein Scherbenhaufen

Regisseur Nicolas Stemann hatte die One-Man-Show mit ihm eingerichtet, und das Ausrufezeichen im Titel ist Programm. Goethe hatte seinen Briefroman noch mit einem Erzähler angereichert, nahm eine klare Außenperspektive ein: „Ihr Leser könnt Werthers Geist und seinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, seinem Schicksal eure Tränen nicht versagen.“ Bei Hochmair verlieren wir die Distanz: Er ist Werther und zeigt uns multimedial dessen geilen Kopfsalat – im wahrsten Sinne des Wortes.

Denn nachdem er mit einem Blumenstrauß auf dem Lesetisch das Frühlingserwachen Werthers illustriert hat, holt er aus seiner Papiereinkaufstüte noch zwei Salatköpfe, die er lässig mit großem Messer von Stumpf und Stil befreit. Ja, er ist ein selbstgefälliger Poser dieser Werther: hier anfangs noch als selbst stilisierter Django – unchained mit Cowboyhut und Zi-

garette. Ein Taugenichts, aus dessen Leben etwas werden könnte, wenn er der Bürgerlichkeit entgegenkäme, die er natürlich als Freiheitsmensch verachtet.

Bürgerlichkeit heißt, jedem zerbrochenen Krug nachzujammern, denn er wäre ja noch lange gut gewesen und war teuer erarbeitet. Wer aber fühlt und lebt, statt schaffend, häuslebauend zu vegetieren, dem sind materialistische Scherben einerlei. So ist am Ende die Bühne um das Podest ein kleines Schlachtfeld. Inklusive Salatfetzen. Im Hintergrund haben wir manche Szenen – von Werther selbst vor der Kamera eingerichtet – in Großformat erlebt: von den hindrapierten Frühlingsblumen bis zur getriebenen, manischen Fratze des Selbstmörders. Dazwischen auch mal eine ironische Einblendung wie aus einem Werbespot für Salatdres-

ing, was bei Werther aber eine Essigessenz ist – wie ja das ganze Stück eine subjektive Werther-Verdichtung.

Wunderbar ist, dass Philipp Hochmair den Originaltext als „Ewigkeitstext“, wie Marcel Reich-Ranicki ihn nannte, unverändert lässt. Natürlich reichert er ihn mit saloppen Einsprengeln an, wie etwa einem fünfmaligen Slapstick-Abgang in der Mitte mit „Servus“ oder „Good-Bye“ und „See you in Salzburg“, womit er witzig das bildungsbürgerliche Publikum zu den Festspielen locken will.

Und hier kommt etwas Interessantes ins Spiel: Wenn „Werther!“ mit Philipp Hochmair in 28 Jahren vom Klassenzimmer ins Prinzregententheater gewandert ist, stellt sich die Frage, was das mit dem Stück und seiner Wahrnehmung macht? Hochmair ist jetzt 51 Jahre, spielt seit letztem Jahr auch den alten „Jedermann“ in Salzburg.



Auch das Publikum im ausverkauften Prinzregententheater kennt seinen „Werther“ eher noch als Schullektüre vor Jahrzehnten. Aber betrachten wir heute aus bourgeoiser Erwachsenenperspektive diesen überempfindsamen, freiheitsliebenden Rebellen nicht völlig anders? Als Jugendlicher war Werther ja noch Bruder im Geiste.

Die schockierende Unbedingtheit bleibt sympathisch

Diesen Perspektivwechsel vollzieht Hochmair aber nicht, macht keine Konzession an eine fast unvermeidbare Verbürgerlichung im Älterwerden. Doch genau das macht seinen ewig-jungen „Werther!“ so wertvoll, so ungestüm. Der saudumme

Spruch vom „Wer als Jugendlicher nicht links war, war niemals jung, und wer als Erwachsener nicht konservativ wird, ist nie erwachsen geworden!“ schimmert nie durch. Dabei ist Hochmair intelligent genug, aufblitzen zu lassen, dass dieser Werther in seinem Rigorismus natürlich auch fürchterlich egozentrisch, narzisstisch und gefährlich ist, weil sein verletztes Ich sofort auch zur Gewalt neigen kann.

Immer wieder gelingt es Hochmair, diese Figur mit Ironie zu brechen und in ihrem Selbstmitleid und ihrer Selbstübersteigerung auch kurz der Lächerlichkeit preiszugeben. Einmal werden stakkatohaften Monate aufgezählt, während sich Werther heulend am Boden wälzt – und dann kommt nach dem 31. August eben nicht der 1. September, sondern setzt sich das Jammertal bis zum „50.

August“ in selbstmitleidiger Endlosschleife tragikomisch fort. Aber Werther bleibt bei Hochmair in seiner schockierenden Unbedingtheit ein sympathisches Faszinosum.

Hochmair nutzt bei alledem sämtliche Möglichkeiten des Spiels: Tragik, Komik, direkte Deklamation, manchmal Mikrokrofen, Schauspiel und Projektion. Das alles ist fantastisch intensiv. Einzig: Man merkt der Idee an, dass sie kamerspielgeboren ist – und das Prinzregententheater ist mit seinen 1200 Plätzen einfach zu groß, so dass sich die Intensität dann hinten doch etwas verliert. Aber das Publikum feiert den Abend zu Recht wie ein klassisches Happening. **Adrian Prechtel**

Philipp Hochmair kehrt mit einer weiteren One-Man-Show am 13. Dezember ins Prinzregententheater zurück – mit „Jedermann Reloaded“, bellarte-muenchen.de

Ein Wutbürger mit Wut auf die Bürger

Moritz Neumaier in den Kammer spielen mit seinem radikalen Programm „Was soll passieren?“

Gerne plauscht der Künstler mit seinem Publikum und will auch wissen, warum die Leute gekommen sind. „Wir beten dich an“ gesteht beim München-Gastspiel in den Kammer spielen ein Zuschauer aus der Boomer-Generation, der mit Frau und Tochter den Abend bei Hardcore-Comedy verbringt.

Mit ihrer Huldigung sind die drei nicht alleine, denn Moritz Neumaier füllt mühelos die 690 Plätze im komplett ausverkauften Schauspielhaus. Auf der an-

deren Seite gibt es in unserem Land nicht wenige Leute, die den Enddreißiger am liebsten tot sehen wollen. Ende 2023 hatte er die Fake News von Friedrich Merz, Flüchtlinge seien Schuld daran, dass man keine Zahnarzttermine mehr bekommen könne, mit einem Gegenvorschlag kommentiert: Statt Asylsuchende abzuschieben, sei es doch besser, „Deutsche über 70 zu töten“.

Der Hass, der anschließend über dem dreifachen Vater zusammenschlug, führte zu zwei Maßnahmen: Für sein aktuelles Solo „Was soll passieren?“ hat er ein zweites Mikrofon auf der Bühne. Immer, wenn er dieses benutzt, signalisiert der Comedian, dass er jetzt einen satirischen Witz macht, der „von der

Kunsthierarchie gedeckt ist“. Die wichtigste Änderung in seinem Leben sind die Personenschützer, die seit der Sache mit den Merzschens Arztterminen auf ihn aufpassen.

Da Neumaier sich wieder sicher fühlt, ist seine einzige Triggerwarnung, dass es keine Triggerwarnung mehr gebe. Wer sich unangenehm getroffen oder gar verletzt fühle, könne jederzeit gehen. So ist auch diese Neumaier-Show keine Bewerbung als gemütvoller Fastenredner bei der nächsten Starkbierprobe auf dem Nockberg. Maxi Schafroth hat den Job als Derblecker gerade erst mit weitaus maßvollerem Zorn verloren.

Auch unter den höhnlichsten Satirikern wächst gegenwärtig

die existenzielle Furcht, bald gegen die Bizarrerien in Politik und Gesellschaft nicht mehr konkurrenzfähig zu sein. Neumaier Fans dürfen sich daher an erbarmungsloser Aggressivität erfreuen. Kleine Kostprobe: „Bei den Christdemokraten ist das C hinten genauso offen wie ihr Parteivorsitzender“.

In den zweieinhalb Stunden entlädt sich nicht nur Wut über den Rechtsruck der Bürgerlichen, die immer schamloser die Nähe zu den Nazis suchten, sondern auch ein Bekenntnis zur Depression.

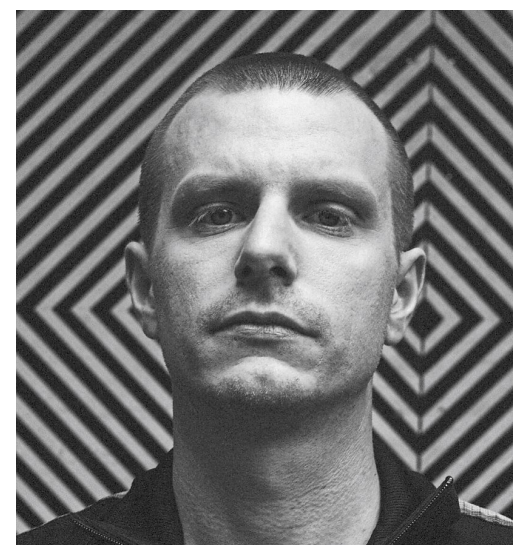
Jeder fünfte im Saal, so mutmaßt der Comedian, ist davon betroffen. Leidensgenossen findet er im Parkett schnell, um die meist schlechten Erfahrungen mit Therapeuten zu bespre-

chen. Das hat zwar eine gewisse Authentizität, besichert aber die zäheren Momente des Abends.

Ein Beispiel dafür, dass eine psychotherapeutische Behandlung offenbar auch erfolgreich sein kann, war der kurze Gastauftritt von Ana Lucia.

Die Münchner Mittzwanzigerin, im vergangenen Jahr mit dem Bayerischen Kabarettpreis in der Rubrik Senkrechtstarter

ausgezeichnet, berichtete mit erfrischend dauersprudelnder Rampensäumigkeit von ihren Minderwertigkeitskomplexen. **Mathias Hejny**



Moritz Neumaier. Foto: Daniel Dittus/Kammerspiele